

KLASSIK STIFTUNG WEIMAR

Todestag 1836 Stuttgart

GSA 83/783

https://archive.thulb.uni-jena.de/gsa/receive/gsa_cbu_00008271

Lizenz: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/>



NFG (GSA)

S c h i l l e r

Todestag 1836
Stuttgart

83/783

gsa_derivate_00003179:/Schiller_21_0396.tif

N e d e

am

Schiller=Feste

(den 7ten Mai 1836)

gehalten

von

Herrn Professor Bauer.



Stuttgart.

In Commission in der Zumsteeg'schen Musikalienhandlung.

(Preis 6 Kreuzer.)

Druck der Buchdruckerei des J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Dadurch, daß ein Volk ausgezeichneten Männern Ehre erweist, ehrt es sich selbst und sorgt mit großmüthiger Klugheit für seine Zukunft. Denn Anerkennung des Verdienstes zeugt von Selbstvertrauen und weckt schlummernde Talente, indem sie zum Wettstreit herausfordert. Mag eine strenge Moral jede Triebfeder verdämmen, die nicht unmittelbar auf das Gute gerichtet ist: der Wunsch nach Ruhm bei der Nachwelt wird dem Tugendhaften keineswegs zum Vorwurfe gereichen; diese Ruhmbegierde ist eine edle Frucht, die der Erde zwar entkeimt, auf Erden aber nicht mehr genossen wird, und die Tugend selbst muß am Werthe verlieren, da, wo der Lorbeer im Preise gesunken ist. Erhöht haben die Britten ihre Nationalehre, als sie in demselben Raume, wo Staatsmänner und Seehelden schlummern, unserm Handel eine Ruhesstätte gönnten. Wünschen muß sich jedes aufgeklärte Volk ein Pantheon, in welchem die Gesetze der Wissenschaft, die Fortschritte der Kunst, die Pflichten des Bürgers, die Vorzüge unsers Geschlechts den heranwachsenden Söhnen durch Marmorbilder veranschaulicht würden. Doch mancher einst schimmernde Name ist unter den Stürmen und Ungewittern der Folgezeit allmählig erbleicht, und manche sogar uns nahe

gsa_derivate_00003179:/Schiller_21_0398.tif

stehende Größe wird von Wenigen nur begriffen, weil es der Mehrzahl am Maßstabe fehlt. Das künstliche Gewirre muß man kennen, in welches die Hand des Diplomaten ordnend eingreift, muß die Kraft des Widerstandes berechnen, die seinen Bestrebungen sich entgegenstemmt, muß im Stande seyn, genau zu unterscheiden zwischen dem Zustande, welchen er angetroffen, und dem, welchen er herbeigeführt hat, um endlich mit Ueberzeugung sagen zu können: dies hat er gewollt, dies hat er geleistet. Der Staatsmann wird bei einem Kaunitz oder Metternich in die Schule gehen, der Historiker wird nachdenkend und bewundernd bei einem Canning oder Grey verweilen, die Menge aber wird sie und einen Verter und Guizot mißkennen oder anstaunen. Indes gibt es Namen, deren Tüchte nicht nur unverwundbar, sondern auch für jedes Auge leserlich bleiben. Der Name des Sokrates wird Jeden begeistern, der glaubt, daß man für die Wahrheit auch sterben könne; vor Mark Aurel wird Jeder sich beugen, der begreift, daß Regieren schwerer sey, als Gehorchen; für Perikles, Petrarca und Cosmus wird Jeder erglücken, der nicht alles Wünschenswerthe auf den Tabellen der Statistiker sucht; und wer beim Anblicke des Sternenhimmels nicht bloß sieht, sondern auch denkt, wird die Verdienste eines Kepler und Newton, und wer aus Vätern Kenntnisse und Vergnügen schöpft, wird das Andenken unseres Gutenberg segnen. Nun denn, ein solcher Allen verständlicher Name ist es, zu dessen Feier wir heute uns versammelt haben; ein Fest begeben wir, das auch am geräuschvollen Ufer der Seine und am baumlosen

Gefilde der Nema Sinn und Bedeutung hätte, und wenn wir den Namen Schillers ein Opfer darbringen, so tragen wir eine gemeinsame Schuld aller derjenigen ab, welche Theil an europäischer Bildung haben.

Indes hätte der erwähnte Zweck allein uns hieher geführt, so könnte jene Büste auch weggenommen und an ihre Statt die eines andern Dichters von europäischem Rufe gesetzt werden, und ohne daß unser Fest an Bedeutung verlöre, könnten wir es in eine Gedächtnisfeier des William Shakespeare umstempeln. Denn sein Genius hat die größten unserer Dichter entflammt, und ihr Urtheil wiederum hat zur Folge gehabt, daß seine Werke theils uns zugänglich gemacht, theils von uns gesucht wurden. Und gleichwohl, so hoch in unserer Achtung der Britte stehen mag, würden wir uns schmerzlich getäuscht fühlen, wenn nun plötzlich nicht um die Schläfe Schillers, sondern auf Shakespeares Haupt jener Lorbeer grünte. Denn wir sind hieher gekommen, um einen Mann zu ehren, der aus unserer Mitte hervorgegangen ist, der, wie wir, Deutschland seine Mutter genannt, der auf diesem Boden seine Wiege und sein Grab gefunden und mit Freunden uns angehört hat, gleichwie wir ihn mit Stolz den Unserigen nennen.

In der That, es ist nicht bloß ein unbestimmtes Gefühl von Anhänglichkeit, was uns das Herz pochen macht, wenn wir die Büste dieses Landsmannes anschauen, sondern ein klarer Gedanke sagt uns, daß wir in seinem Anblicke vor einem Spiegel stehen, in welchem Zug für Zug alles das uns entgegentritt, was das deutsche Volk adelt und was unsere Nachkommen

schaft als das kostbarste Erbe anzusprechen hat. Schlagen wir seine Schriften auf — kaum eine Zeile können wir lesen, ohne daß es in uns rief: „so hat nur er geschrieben!“ und doch auch wieder: „das ist deutsch, das ist die Sprache unserer Väter!“ Stets überrascht er uns durch den Wechsel, befriedigt er uns durch das Ebenmaß, erschüttert er uns durch die anprallende Fülle, reißt er uns hin durch den melodischen Tonfall seiner Worte. Ungeklärt, wie ein Jüngling, sicher wie ein Meister hat er in die Saiten gegriffen, und als ein zweiter Luther ist er hinabgestiegen bis zu dem letzten, unversiegblichen Kern, dem unsere Sprache entquillt. Auf welchem Wege ist er zu dieser Vollendung gelangt? Zu seiner und zu des Volkes Ehre sey es gesagt, auf dem Wege des Fleißes. Kern auf seiner ganzen Laufbahn blieb ihm der bequeme Dünkel, als ob das Höchste mühelos erreicht werden könnte, als ob Einzelne hoffen dürften, durch ergötzlichen Müßiggang unsterblich zu werden. Nicht hat er sich geschämt, mit dem Meime zu ringen, und an denselben Gedanken wiederholt die Feile anzusetzen. Der glückliche Gedanke an sich galt ihm wenig; erst durch die Form und die Beziehung auf ein Ganzes erhielten Einsätze des Augenblicks für ihn einen Werth. Auf beschwerlichem Lebenspfade, unter mancherlei Sorgen und Anfechtungen des Schicksals sind langsam seine Werke entstanden, um lange zu dauern. Und nicht nur insofern, als er die verschiedenartigsten Stoffe mit gleich gebiegener Gründlichkeit bearbeitete, sondern auch in andern Betrachtungen haben sich allen Schöpfungen seines Geistes wahrhaft

deutsche Gesinnungen aufgeprägt. Hieber rechne ich besonders eine schöne Eigenthümlichkeit, die unser Volk dem Unglücke zu verdanken scheint. Oft hat dasselbe wider Willen zwischen den Parteien gestanden, oft waren seine eigenen Interessen in eine so künstliche Vielheit gespalten, daß es schwer wurde, einer Sache ungetheilt sich hinzugeben. So haben wir allmählich über die Befangenheit der Leidenschaften uns erheben gelernt, und auch da einen ruhigen Blick gewonnen, wo bei Andern schon die Täuschungen des Eigennuzes begannen. Diese humane Unparteilichkeit, das charakteristische Verdienst unsers Herder, gereicht auch Schillers Denkart zu einer rühmlichen Stütze. Sollte Jemand an der Wahrheit unserer Behauptung zweifeln, so rufen wir ihm die Johanna von Orleans in's Gedächtniß, jene Unglückliche, welche des Vaterlands Errettung auf dem Holzstoße gebüßt, jene Märtyrerin, deren Asche mit frecher Hand ein Voltaire entweicht, jene fremde Streiterin des Herrn, deren Ehrenrettung unser Schiller übernommen, deren Denkmal seine Phantasie mit so unvergänglichen Reizen geschmückt hat. Wahrlich, dies ist mehr als ein Gedicht, dies ist eine That, und während der Reichthum seines Geistes uns beschämt und niederdrückt, fühlt unser Herz zutraulich und unwiderstehlich zu ihm sich hingezogen. Denn wie er dickte, so hat er gelebt, hat mit deutscher Niederkeit jeden, der bei ihm eintrat, willkommen geheißen, hat gerne, wo er's vermochte, Hilfe geleistet, hat Zurückgesetzte, wenn sie's verdienten, ohne Rücksicht auf das Urtheil der Welt, vorgezogen, hat Schwächere ermuntert,

Strebende gefördert, Irrende zurechtgewiesen, und mit der umfassenden Menschenliebe eines Fürsten stets die Bescheidenheit des Bürgers verbunden, eine schwere Tugend für ihn, dem die ersten Geister des Jahrhunderts zu huldigen wetteiferten, und welchem am Ziel seiner Tage in der Gruft zu Weimar ein Grab bereitet worden ist. Die weltbürgerliche Ansicht des Deutschen streift nahe an einen Fehler hin, worin daher auch nicht Wenige verfallen. Wer Alles würdigen und Nichts verkennen möchte, kann leicht an Tiefe verlieren, was er an Umfang gewinnt, und schlaff werden im Streben, während sein Wissen erstarrt. Die Vorlesung hat ein kräftiges Gegenmittel in unsere Natur gelegt: den Trieb zu denken, zu vergleichen, und was in der Erscheinung gerückt ist, im Begriffe zu vervollständigen. Hiemit hängt die philosophische Richtung der Deutschen zusammen, die freilich — denn geeignet kann es nicht werden — auch manche Uebertreibungen veranlaßt hat, und Thorheiten sogar, vor denen erröthend wir im Gedanken an die Nachwelt wünschen müssen, daß eine glückliche Verassenheit gewisse Theile unserer Literatur begraben möchte. An der philosophischen Richtung seines Volks hat Schiller Theil genommen, keineswegs aber an den Auswüchsen einer an sich vortrefflichen Sache. Nie hat er Gemeinschaft mit jenen Unberufenen gepflogen, welche die Eingebungen ihrer Jugend als Grundsätze der Wahrheit anpriefen, und statt zu lernen, den Beruf des Lehrens vorausnahmen. Entschieden und für immer hat er einem Andern sich zugewandt, der nach tiefem Studium der Menschen und der Natur in spätem Alter ein

reifes Urtheil gegeben und deshalb unter einer Masse von Anhängern keinen Nachfolger gefunden hat — ich meine den Aristoteles der Deutschen, den Weisen von Königsberg, dessen Kritik der Urtheilskraft bis auf den heutigen Tag als fruchtbarste Lectüre jedem Künstler empfohlen werden darf. Und wie selbstständig, wie treu seinem eigentlichen Verufe ist Schiller geblieben, indem er die kantische Weltansicht zu der seinigen machte! Wie glücklich hat er die Sprödigkeit der Begriffe besiegt, wie schön die Starrheit der Dogmen abgerundet! wie überraschend hat er das Lehrgebäude des Denkers in einen Tempel der Kunst umgeschaffen! welch ein magisches Licht dämmert durch die Kuppel herunter, welch ein Duft fräuselt sich um die Altäre, welch ein Lebensathem weht um Säulen und Hallen! So müßten wir urtheilen, wenn wir auch keine Schrift von ihm besäßen außer der über Armuth und Würde. Und diese eben erinnert uns an eine andere Eigenthümlichkeit, welche Schillers Charakter den Stempel der Deutscher ausdrückt. Das Verhältniß zwischen Mann und Frau, bei den Deutschen von Anfang herein auf eine edle Grundlage gebaut und durch diese Begründung welthistorisch wichtig geworden, hat Keiner so würdig besungen, so treffend gezeichnet, als er: ein Priester ist er an das Heiligthum unseres Herdes getreten und hat das Geheimniß deutscher Liebe geoffenbart. Seine Stuart, seine Thekla, welche Gestalten! wie reizend, wie hingebend, und doch wie groß, wie erhaben! Auch da, wo er über die Wirklichkeit hinausgeht, hat er eine Wahrheit beurfundet. Der Mann zeigt den Weg: er zeige den besten; der Mann gibt das

Beispiel: so sey es ein schönes und nachahmungswerthes. Nehmen wir zu der weltbürgerlich deutschen Liebe unsers Schiller jenen beharrlichen Eifer, den auch Krankheit nicht schwächte, und die Stille der Nacht, statt ihn zu unterbrechen, verdoppelte; jene scharfe Bestimmtheit, die keinen Entschluß verschob, keine Wahl umging; jenen feierlichen, würdevollen Ernst, der heute noch von seiner erhabenen Stirne herab zu uns spricht: so entsteht vor unserer Seele das Bild, nicht etwa bloß eines Sängers und Künstlers, sondern das weit imposantere eines großen Mannes. Unsere Bewunderung aber steigt bis zur Ehrfurcht, wenn wir die sittliche Strenge seiner Grundzüge, die Unschuld seiner Werke, die Reinheit seines Lebens zusammendenken. Möge die Nation, welche sich selbst die große nennt, ihre Marschallsstäbe, ihre Siege, ihre Eroberungen auf die eine Waagschale legen, so wollen wir, edelmüthig verzichtend auf den kriegerischen Ruhm unserer Väter, nur deutsche Zucht und Sitte und Frömmigkeit auf die andere legen, und heiße es in deutschem Sinne gedacht, wenn wir auch nur einen Augenblick zweifeln wollten, welche Waagschale vor dem Lenker der Geschichte sinken werde? Dürfen wir in irgend einem Punkte zwischen uns und der erlauchten Nation Großbritanniens eine Vergleichung anstellen, so ist es die Abhängigkeit an unsere Altäre und unsere Heiligthümer, und die sittliche Ehen, die uns erröthen macht, auch nur zu lesen, was anderswo auf der Bühne gezeigt wird. Wohlan, diese Lauterkeit der Empfindung, diese Keuschheit des Innern, eben dasjenige, was gegen die besten unter den Vätern und Müttern so tiefe

Achtung uns einflößt — aus dem Bilde Schillers tritt es uns in schöner Vereinigung, in künstlerischer Verklärung entgegen. Und darum hat er vor hundert Dichtern den patriotischen Ruhm voraus, daß seine Werke nicht bloß schön, sondern daß sie auch nützlich sind, und daß wir nicht etwa mit einem heimlichen Gefühle von Scham, sondern laut und öffentlich zu unserm Ruhm bekennen dürfen, seine Lieder seyen im Munde des Volks, seine Schriften nach der Bibel in unserm Vaterlande die verbreitetsten.

Das bisher Gesagte zeigt uns den Mann und das Volk durchaus von der erhabenen Seite, in seiner Spannkraft, in seinem Ringen, in seinem Fortstreben zu Gütern, die außerhalb der nächsten Grenze unsers Daseyns liegen. Wo bleibt die genügsame Anschmiegun an das Vorhandene? die harmlose Geneigtheit, mit der Natur als einer Freundin zu verkehren? die unscheinbare und doch schwierige Kunst, das Höchste mit dem einfachsten Worte zu benennen, und auf den Gipfeln des Lebens sorglos wie auf ebener Erde einherzuwandeln? wo die großväterliche Mildseligkeit, die in Erfahrungen Weisheit predigt, und mit sicherem Griffe aus dem Leben nimmt, was für das Leben gilt? wo der gesunde Humor, der zuweilen derbe, stets aber vergnügliche und arglose Wit, der in den Werken eines Luther oder Greifenson sprudelt? wo die schlichte, behagliche Nacht der Gewöhnung, die das Kleid von gestern heute nicht ablegen will, und auch im Sohne des neunzehnten Jahrhunderts den Bürger des Reiches noch durchschimmern läßt? wo bleiben so manche Züge von lebenswürdiger

Stätigkeit, von gutmüthig scharfer Ausgeprägtheit, die uns beim Anblicke eines Gemäldes das Wort abnütigen: es kann nicht fehlen, es muß getroffen sein! wo überhaupt bleiben alle die Jüge, welche dem deutschen Volk insofern nicht mangeln können, als es ein altes und unvermischtes ist und schon lange auf demselben Boden gewohnt hat? Eine Nation von mehr als dreißig Millionen kann jene Strebekraft und diese Stätigkeit in sich vereinigen, im Charakter eines Einzelnen wäre es grell und widersprechend. Die Vorsehung hat einen Zweiten berufen, welchem die so eben bezeichnete Rolle anvertraut wurde. Ein gleich echter Abdruck deutscher Nationalität ward er im gleichen Jahrhunderte mit Schiller geboren, Verhältnisse und Sympathien haben sie zusammengeführt, eine Freundschaft war das Ergebnis, die wir vielleicht deswegen schwer begreifen, weil sie eine andere gewesen sein mag, als die von uns geschlossen. Daß, weil man über Beide zugleich urtheilen mußte, das Urtheil immer auf Kosten des Andern gefällt wurde, liegt in der Natur der Dinge, und darf uns folglich nicht befremden; denn es wäre ja ungerecht oder anmaßend, wenn wir Schiller mit einem Andern als Goethe, oder Goethe mit einem Andern als Schiller zusammenstellten. Nun aber wird in dem Urtheilenden, zufolge seines Charakters oder seiner Altersstufe, entweder diese oder jene Seite deutscher Nationalität überwiegen; er wird also thun, was in allen Fällen natürlich scheint, wird das Widersprechende von sich abweisen und das Verwandte vorziehen. Wir aber dürfen am Ehrentage Schillers nicht vergessen, daß es unsere Pflicht

ist, auch seine Freundschaft zu ehren. Und wie? spreche ich nicht von unserer eigenen Ehrensache? Die Hälfte unseres Ruhmes hat derjenige angetastet, der Schiller oder Goethe verunglimpft. Und wenn überhaupt von künftigen Dingen die Rede sein darf, ahnen wir nicht wenigstens, daß kein Dritter erscheinen werde, wie Schiller oder wie Goethe? Für immer also bezeichnen dann sie die Höhe deutscher Gedankenfluth, für immer sind sie das Zwillingsgesirn, das auf Deutschland hernieder schimmert, und in fernen Jahrhunderten noch, wenn längst wir Alle zu Staub geworden sind und unser Lob wie unser Tadel verweht ist, werden sie noch ruhig glänzen über dem unruhigen Strome der Zeit, und werden einem Geschlechte, das wir nicht kennen, anzeigen, wo der Gipfel des deutschen Parnasses rage, und wir, die Vergessenen, werden geehrt sein, nach ihnen beurtheilt zu werden.

Doch rufen wir den Blick zurück aus dieser düstern Ferne, um ihn mit froher Empfindung auf dasjenige zu heften, was zunächst vor unserm Auge liegt. Nicht nur als Deutsche überhaupt feiern wir den heutigen Tag, sondern auch als Schwaben und Württemberger. In einem Städtchen unweit von hier ward Schiller geboren, in unscheinbarem Hause, das jetzt noch dem Wanderer gezeigt wird: dort empfing er das Leben, in Stuttgart seine Bildung, hier in diesem Gebäude, wohin sein Auge gewandt ist, in dieser Anstalt, die eines Cuviers sich rühmen darf und eines Kielmeyer, in dieser einzigen Anstalt, deren Fierde gleichwohl Schiller geworden ist. Und sein Bild? ein Genosse seiner Jugend

hat es gemeißelt, jetzt ein ehrwürdiger Greis, der durch dieses Bild bezeugt hat, wie nahe er dem Verewigten stand. Deswegen hat er so tief in seine Gesichtszüge geblüht und dem kalten Marmor jene südlische Glut der Phantasie eingehaucht, womit Schiller den Wilhelm Tell in's Leben gerufen und, ohne die Schweiz gesehen zu haben, in des Schweizers Brust ein Heimweh hervorgezaubert hat. O Jugend unseres Landes, die du an diesem Niefenbilde hinausblickst, gehe nicht von dannen, ohne daß du deine Heimath gesegnet und in deinem Herzen gelobt hättest, einem Vaterlande zu nützen, dem du so Vieles verdankst! Schon vor mehr als drei Jahrzehnten, im Bonnemonat des Jahres, im Frühsommer seiner Tage, mit einem Herzen voll großer Entwürfe, mit dem Morgenroth des neuen Jahrhunderts auf der Stirne, ist Schiller gestorben. Kurz zuvor hatte er gesungen:

„Edler Freund! wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Noth.“

Unsterblicher! wenn es dir vergönnt ist, auf die Söhne deines Vaterlandes herniederzuschauen, sich, unsere Hände sind rein geblieben vom Blute und von den Greueln der Revolution, und ein vier-und-zwanzig-jähriger Krieg hat uns die Früchte des Friedens getragen. Von Schiffen wimmelts auf dem Rheine, neues Leben regt sich am Donaustrande und in den sonnigen Thälern des Mains und des Neckars. Doch der irdische Verkehr hat uns dem Edleren nicht entfremdet: bald steigt

dem Erfinder der Buchdruckerkunst ein Denkmal empor, bald auch dir, der du von der nützlichsten aller Erfindungen den würdigsten Gebrauch gemacht hast. Nicht, als ob wir dadurch erst deinen Namen zu verewigen gedächten — denn er wird auch dieses Denkmal überleben — sondern zum Beweise, daß unser Dank in Thaten übergegangen sey. Als Wahrzeichen siehe Dein Bild auf der Schwelle einer Zeit, welche die lange Saat deutschen Fleißes zur Reife zu bringen und die schönsten Blätter unserer Geschichte zu füllen verspricht. Im vollen Gefühle dessen, was du uns warst in Tagen der Noth und sehn wirst unter den Segnungen der Zukunft, stimmen wir am heutigen Fest in die Worte ein, die einst zur Feier deines Todes dein Freund dir nachgerufen hat:

„Es glühte deine Wange roth und röthet
Von jener Jugend, die uns nie verfliehet,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stummen Welt besiegt.
Von jenem Glauben, der sich stets erdöhret
Bald stahn hervorbrängt, bald gebutbig schmieget.
Damit das Gute wirke, wachse, fremde,
Damit der Tag dem Ebeln endlich komme.“

• № 117 & 118.

M o r g e n b l a t t

für

gebildete Stände.

— ♦ —

Dienstag, den 17. Mai 1836.

— Hinter ihm, in weitenlosem Schrine,
Lag, was uns alle kündigt, das Gemeine.
Goethe.

Rede, gehalten am Schillerfest zu Stuttgart
den 7ten Mai 1836.

Die Schillers Andenken geweihte Feier ist längst zum stehenden Feste im Kalender unseres öffentlichen Lebens geworden, und bedeutsam feiern wir mit dem Todestag des großen Landmanns zugleich die Wiederkehr des Frühlings. Nie ist unsere Stadt lebendiger und stolzer, als wenn sie gleichsam im Namen der ganzen Nation dem Dichter den jährlichen Tribut darbringt, und den wahren Charakter eines Festes erhält der Tag gerade dadurch, daß die Anordnung jedesmal dieselbe und das Programm ein für allemal festgesetzt ist: ein heiterer, mit Blumen geschmückter Raum, die Rednerbühne, von der Büste des Dichters überragt, deutsche Musik, ein frischer Männer- und Frauenchor, ein festliches Frühlingslied von unserem Kindpaintner, ein Gedicht Schillers, von einem Virtuosen vorgetragen, und eine Festrede; aber gleich unwandelbar ist die Begleitung der Theilnehmenden, diesmal noch gesteigert durch die frohe Aussicht, daß wir bald das Standbild des Dichters mit den Blüthen des Frühlings werden schmücken können.

Dem Hertoommen gemäß theilen wir die von Professor Bauer gehaltene Rede mit.

Daher, daß ein Volk ausgezeichneten Männern Ehre erweist, ehrt es sich selbst und sorgt mit großmüthiger Klugheit für seine Zukunft. Denn Anerkennung des Verdienstes zeugt von Selbstvertrauen und weckt schlummernde Talente, indem sie zum Wettstreit herausfordert. Mag eine strenge Moral jede Triebfeder verdämmen, die nicht unmittelbar auf das Gute gerichtet ist: der Wunsch nach Ruhm bei der Nachwelt wird dem Tugendhaften keineswegs zum Vorwurfe gereichen; diese Ruhmbegehrde ist eine edle Frucht, die der Erde zwar entkeimt, auf Erden aber nicht mehr genossen wird, und die Tugend selbst muß am Werthe verlieren, da, wo der Vorreiter im Preise gesunken ist. Erhöht haben die Briten ihre Nationalchre, als sie in demselben Raume, wo Staatsmänner und Seehelden schlummern, unsern Händel eine Ruhestätte gönnten. Wünschen muß sich jedes aufgeklärte Volk ein Pantheon, in welchem die Gesetze der Wissenschaft, die Fortschritte der Kunst, die Pflichten des Bürgers, die Vorzüge unsers Geschlechts den heranwachsenden Söhnen durch Marmorbilder veranschaulicht würden. Doch mancher einst schimmernde Name ist unter den Stürmen und Ungewittern der Folgezeit allmählig erbleicht, und manche sogar uns nahe stehende Größe wird von Wenigen nur begriffen, weil es der Mehrzahl am Maßstabe fehlt. Das künstliche Gewirre muß man kennen, in welches die Hand des

„Dahin blüht der erhabene Stern Aethen und tiefes
grünet, so flauten jene Wälder und wogen ihnen an
an ihre Brust die eines andern Dichters aus europä-
an ihre Brust tiefes grünet, und über das unter ihrer
Bedeutung verlor, kanten wir in ein Gehärdniss
ter der William Shakespeare aus dem Jahre 1840
der Dichter aufnahm, und die Dichter aufnahm, und
der Wärdniss wiederum hat sich Folge gehabt, das frische
dieser Stelle und was jügendlich gemacht, theils von
erleicht wurden. Das gleichwohl, so ließ in unserer
schätzung der Briten schenke was, während wir die
kennrathen der Dichter, die Dichter, die Dichter, die
des Dichters, die Dichter, die Dichter, die Dichter,
paupt keine zerstreue gerathen. Denn wir sind nicht
genommen, um einen Mann zu ehren, der uns unsere
Mitte bereinigen lieh, der, wie mich, Dichtallende
Kine-Matthei genannt, der auf sich selbst, und an
der Dichter, die Dichter, die Dichter, die Dichter,
hat, gleichwie wir ihn mit Zerst. den Wärdniss
In der That, es ist nicht bloß ein unbeliebtes
Gefühl von Unabhängigkeit, was uns das sehr ge-
wöhnliche Gefühl von Unabhängigkeit, was uns das sehr ge-

[illegible][illegible][illegible]

[illegible]

Wer schwankt noch bei so später Nacht
Am Kirchhof still umher?
Schon tönt die Glocke Mitternacht,

genannt zu werden, daß in der Weise des größten Dichters nahez der Crusca durch den Abbate Manuzi besorgt wird. Auch dieses Werk eines Mannes, der, Romagnolo von Geburt, hier jetzt in Bezug auf Sprache der beste Kenner der Danteschen Zeit, des ganzen Trecento überhaupt sein dürfte, macht sich mit jedem Heft mehr geltend, und beweist, daß eine ganz auf Ein Fach concentrirte Thätigkeit, die noch im vorigen Jahrhundert Ungeheures zu leisten vermochte, auch bei den jetzigen Italienern noch nicht ganz erloschen ist. Zeit einiger Zeit erscheint eine neue Ausgabe des Borgia in einem Band. Sie ist mit dem dreizehnten Heft jetzt bis zum Leben des Petrus del Baga vergrößert. Brauchbar wird diese Ausgabe namentlich für Toscana sein; für das übrige Italien dürften dem Herausgeber eben so sehr eigene Anschauung, als ausreichende Notizen gefehlt haben. — Auf dem Felde der velletristischen Literatur ist eine neue Ausgabe des Dante bemerkenswerth, die vom Marchese Oino Capponi, von Niccolini und Borghi besorgt wird. Das erste Heft ist erschienen; es gibt den bloßen Text nach dem besten Codex mit ganz wenig Varianten. Es hat sich bei dieser Ausgabe von Neuen bewährt, daß oft die ältern und bessern Handschriften die scheinbar neuemodischen Lesarten hatten; die Meinung Ciampi's also, daß der Text des Dante, entstanden aus den sogenannten besten Lesarten, eher entsetzt, als verbessert sey, gewinnt auf diese Weise immer mehr Wahrscheinlichkeit. Von einer vollständigen Sammlung der kleinern Werke Dante's (alle mit Ausnahme der divina commedia) sind bei Altgrini und Mazzoni die zwei ersten Bändchen erschienen. Eine gründliche Untersuchung der lyrischen Gedichte Dante's, welche ihre Echtheit nicht allein nach Codices, sondern aus einer, durch genauestes Studium des Dante, des Cino di Pistoja, ihrer Nachahmer und Zeitgenossen geübten, ästhetischen Kritik zu bestimmen vermöchte, wäre ein eben so notwendiges, als zeitgemäßes Unternehmen. Die Sache wird aber deswegen schwierig, weil die früheren Herausgeber des Cino eine in ähnlichem Sinn unternommene Arbeit unangang haben. Fraticelli hat hier ein Verdienst der Art gefühlt, und im ersten Bändchen eine philologisch-kritische Untersuchung über die lyrischen Poesien des Dante vorangeschickt. Ist auch nach dem, was jetzt vorliegt, die ganze Bedeutsamkeit dieser Aufgabe kaum vom richtigen Standpunkte aufgefaßt und gewürdigt worden, so ist doch so viel Altes von Neuen, und gründlicher als bisher, zur Sprache gekommen, daß die Arbeit aller Aufmerksamkeit würdig und als Material für Dantesche Literatur beachtenswerth ist. Gegen die gewöhnliche Annahme, daß die divina commedia im Jahr 1306 entstanden sey, behauptet der Verfasser nach bedeutenden Autoritäten, daß die ersten sieben Gesänge bei Lebzeiten der Beatrice, im fünf- undzwanzigsten Jahre des Dichters, um 1295 begonnen und vor dem Exil beendet seyen. Dem Einwurf, daß ja der erste Gesang deutlich vom Dichter in das Jahr 1301 verlegt werde, begegnet er dadurch, daß er meint, dieser und die Rede des Florentiners im sechsten Gesang (im dritten Canto: per la dannosa colpa della gola) seyen bei der im Jahr 1306 wieder aufgenommenen Arbeit umgeschmolzen worden. Dabei wird natürlich gleich von der Hand gewiesen, daß unter dem Namen Beatrice diese eine ideole Bedeutung verborgen sey; ja die Begeben, welche Beatrice ihrem Dichter im Purgatorio so ernst verweist, werden vom Verfasser lediglich auf Liebesverhältnisse bezogen, in die Dante sich nach dem Tode der Beatrice verwickelt hätte. Historisch haltbar aber dürfte nach ihm in dieser Beziehung höchstens die Lucchesische Gentuccia seyn. Indem der Verfasser nun über die andern Beweggründe sich verbreitet, welche außer

der Liebe den Dichter zu seinem erhabensten Werke begeisterten, charakterisirt er den Patriotismus desselben, und geht von Neuem auf die schwierige Frage ein, wer denn der Veltro sey, den Dante als einen politischen Messias in jenen Versen verheißt:

in fin che il Veltro
Verra, che la fora morir di doglia.

Da an andern Stellen, im 35ten Gesang des Purgatorio und im 27ten des Paraiso, Aephtisches verkündigt wird, und eine genaue Untersuchung lehrt, daß nicht alle auf Cinen Helden passen können, nimmt Fraticelli an, daß Dante nach den verschiedenen Zeitumständen an Ugucione della Faggiuola, an Heinrich VII. und an den Conte della Scala gedacht habe. Indem er im ersten Bändchen den Inhalt jeder Canzone, jeder Cestine, jedes Sonetts u. s. w. angibt, ihre Originalität näher untersucht, die Varianten vergleicht, nimmt er Gelegenheit, von Titel seiner wunderwortslen Schrift zu bedanken, welche Dante seine Vita nuova nennt. Aus Stellen des Petrarca, aus andern des Dichters selbst wird dargethan, daß das Wort nuova hier weiter nichts als „jugendlich“ bedeute, und also das spätere Zugewandenen darunter verstanden sey. Nach dieser Abhandlung folgt im zweiten Bande der Abdruck der lyrischen Poesien selbst; der folgende Band wird nun zunächst das Convito mit den Noten des March. Triouzi und Anderer enthalten, und dann in dem letzten die Briefe, die Abhandlungen de vulgari eloquio und de Monarchia (mit italienischen Übersetzungen) und die Vita nuova nachfolgen. Der Preis der bis jetzt erschienenen zwei Bändchen ist höchst gering, die Ausstattung genügend. — Da die Geschichte Italiens bei dem unersättlichen, aber nicht immer angänglichen Material jetzt weniger Bearbeiter findet, als andere Völker, verdienen die Dokumente zur italienischen Geschichte (documenti di storia italiana), welche jetzt der Molini erscheinen, die Beachtung des Ausländers. Der als Buchhändler und ehemaliger Bibliothekar der kaiserlichen Palatina bekannte Molini stellte bei seinem Aufenthalt in Paris (1851 — 52) vergeblich Nachforschungen nach einem wichtigen Briefe des Ben. Cellini an, dessen Leben er damals in einer bessern Ausgabe vorbereitete. Dies führte ihn in die öffentliche Bibliothek, welche an ihren 1200 Fotiobänden die reichste Quelle authentischer und zum größten Theil eigenhändiger Urkunden besitzt. Da sie sich vorzüglich auf die Verhältnisse Frankreichs zu andern Ländern beziehen, von der Regierung Karls VI. bis auf Ludwig XIV., copierte Molini, was ihm aus den 205 ersten Bänden (die bis auf die Regierung Franz I. gehen) für die Geschichte Italiens wichtig schien. Es sind dies ungefähr fünfshundert Briefe von Päpsten, Königen, Fürsten, Gesandten und Andern, die der Herausgeber in chronologischer Ordnung und mit Noten des March. Cino Capponi, die namentlich Zeit und Namen der unzeichneten Briefe festzustellen suchte, auf seine Kosten und in seinem Verlag erscheinen läßt. Der erste Band wird bis zum Sacco di Roma, dem Jahr 1527, gehen, und ihm wahrscheinlich die Relation dieser Plünderung beigegeben werden, welche, von Franc. Petrosi verfaßt, bis dahin unedirt in einer hiesigen Bibliothek lag. Findet das Unternehmen Unterstützung, dürfen wir uns auch den Abdruck einer Pisanischen Chronik aus dem 12ten Jahrhundert versprechen, die Molini ebenfalls in Paris copierte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.